

immer noch nicht annähernd richtig. Auch Mertelsmann hält es für möglich, dass die Organe der Staatssicherheit die potentielle Gefahr und die Zahl der Kämpfer absichtlich höher ansetzten, um die eigene Existenz zu rechtfertigen und für sich Pluspunkte zu verbuchen. Lässt man diese Zweifel beiseite, dann kann man annehmen, dass in der Statistik der Staatssicherheit solche Personen unberücksichtigt blieben, die eines natürlichen Todes starben, die aus irgendeinem Grund nicht entdeckt werden konnten, die sich für kürzere Zeit verbargen und einen legalen Status genossen sowie die zu den Kriminellen gezählt wurden. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass die Ermittlung einer realistischen Zahl der Waldbrüder vollkommen hoffnungslos ist. Am besten wäre es, auf der Grundlage methodisch abgesicherter Archivarbeit eine Datenbank der Widerstandskämpfer zu erstellen.

Die estnische Geschichtsschreibung hat viel dadurch gewonnen, dass sich Olaf Mertelsmann Anfang der 2000er Jahre an die Erforschung des Stalinismus am Fallbeispiel Estland gemacht hat. Seine Forschungsarbeit hat einerseits unsere Kenntnisse über die wichtigen Probleme, welche die estnische Gesellschaft während der sowjetischen Okkupation charakterisierte, erweitert und andererseits aufgezeigt, welche methodologischen Ansätze und Möglichkeiten es bei der Erforschung dieser Zeit gibt.

OLEV LIIVIK

KRISTIN ROTH-EY: *Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War*. Cornell University Press. Ithaca u.a. 2011. ISBN 9780801448744; *The Baltic Sea Region and the Cold War* (Tartu Historical Studies, 3). Hrsg. von OLAF MERTELSMANN und KAAREL PIIRIMÄE. Verlag Peter Lang. Frankfurt am Main u.a. 2012. 292 S. ISBN 9783631623107.

Auf den ersten Blick scheinen die beiden hier zur Besprechung anstehenden Werke wenig miteinander zu tun zu haben, sieht man einmal von der Erwähnung des Kalten Kriegs im Titel ab. Ein zweiter Blick jedoch erlaubt uns einen Einblick in die Bandbreite, die gerade die *Cold War Studies* mittlerweile auszeichnet. Schwächen und Stärken dieser Forschungsrichtung können dabei ganz unterschiedlich gewichtet werden. Olaf Mertelsmann und Kaarel Piirimäe haben aber zweifellos recht, wenn sie in ihrem reichlich knappen Vorwort erklären, dass „leider“ für einen Großteil der Forschung der nationale Rahmen ausschlaggebend sei, während die

„transnationalen Aspekte“ des Kalten Krieges in der Ostseeregion (einschließlich der UdSSR) zum Teil ausgeblendet würden. Zugleich stellen sie fest, dass die Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr nur als bipolare Konfrontation konzipiert werden könne, da der Eiserne Vorhang nicht undurchdringlich gewesen sei und es eine Vielzahl an Kontakten „in such fields as economics, culture, media or tourism“ gegeben habe (S. 7). Und genau hier kommt Kristin Roth-Eys Studie ins Spiel, die ein brillantes Beispiel dafür ist, wie kulturwissenschaftliche Forschung unser Verständnis der sowjetischen Gesellschaft (die *per se* transnational war) vor dem Hintergrund der globalen Konfrontation der Systeme erweitern kann.

In der Perspektive diverser *turns* der letzten Dezennien bestätigt der Sammelband allerdings die Kritik seiner Herausgeber. Auf den ersten hundert Seiten kreisen Kari Alenius, Eero Medijainen, Kaarel Piirimäe und Pauli Heikkilä um die diplomatische Frage, ob die sowjetische Annexion der baltischen Staaten 1940 von verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten *de jure* (oder doch nur *de facto*) anerkannt worden sei. Vahur Made setzt diesen Aspekt in zwei Artikeln fort, welche sich mit der Haltung Finnlands bzw. der VR China zur „baltischen Frage“ beschäftigen. Zu den Akteuren all dieser Texte zählen baltische Exilaktivisten (meist Esten, kaum einmal treten auf den Seiten dieses Bandes Letten oder Litauer hervor) und nicht-baltische Diplomaten, deren Formulierungen die Autoren nachspüren: Haben sie – oder doch nicht? – die Annexion anerkannt? Dabei wird in solider Quellenarbeit durchaus Interessantes auf hohem Niveau diskutiert: Begann der Kalte Krieg im Ostseeraum schon 1939 (oder – eine Ergänzung des Rezensenten – gar 1917)? Wie ernst nahmen die Amerikaner ihre Nicht-Anerkennung? Wie stark beeinflussten sie die Briten in ihrer Haltung? Welche Position nahm das baltische Exil zur europäischen Einigung ein? War die „non-declaration policy“ der Finnen in der baltischen Frage Voraussetzung dafür, dass der Eiserne Vorhang im Finnischen Meerbusen seit Ende der 1950er Jahre durchbrochen werden konnte? Im Ganzen geben diese Beiträge ein komplexes Ganzes wieder, das man den diplomatischen Rahmen des Kalten Krieges im Ostseeraum nennen könnte, auch wenn hier die baltische Frage eindeutig im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht, und nicht etwa die schwedische Neutralität oder die kulturdiplomatischen Aktivitäten der Ostseerainer im Rahmen des Systemkonflikts – von der Frage nach der Undurchlässigkeit des Eisernen Vorhangs oder der Transnationalität diplomatischer Praktiken ganz zu schweigen.

Der Band hätte insgesamt sicher gewonnen, wenn die unterschiedliche thematische Ausrichtung der Beiträge sich in seiner Struktur gespiegelt hätte, all die bislang genannten Texte also in einem Block gebracht worden wären. Doch wurde bei der Anordnung der Artikel von einer nicht immer überzeugenden Chronologie ausgegangen. So sind selbst die beiden Texte

zum Thema Luftaufklärung und Geheimdienstaktivität im Ostseeraum von Sigurd Hess und James G. Connell, Jr. an verschiedenen Stellen platziert, wohl weil Connell sich grundsätzlich über russisch-amerikanische Untersuchungen zum Schicksal von im feindlichen Luftraum abgeschossenen Piloten äußert, die nach 1991 stattfanden, während Hess einzelne Episoden westlicher Spionage aus den Jahren des Kalten Kriegs beleuchtet.

Dazwischen verstreut finden sich aber auch Beiträge, in denen Fragen behandelt werden, die abseits dieser Dominante „harter Themen“ der Blockkonfrontation angesiedelt sind. So sehr sie diesen Band zweifellos bereichern, können auch sie den Eindruck einer gewissen Zufälligkeit nicht verschleiern. Völlig aus dem Rahmen fällt Martins Kaprans' interessante Analyse der Narrative lettischer Autobiografien aus den Jahren seit 1991, wobei der Autor sich der Praxis vieler Autoren widmet, die Sowjetzeit im Kontext der eigenen Vergangenheit zu „normalisieren“. Olaf Mertelsmann stellt die These auf, der Kontext des Kalten Krieges habe die Lebensbedingungen der Menschen in der Estnischen SSR nachhaltig negativ beeinflusst, da die UdSSR sich zur Aufrüstung gezwungen sah, anstelle den Menschen das Leben zu erleichtern. Zwar könne man die soziale Krise der Jahre nach 1944 nicht allein mit dem Kalten Krieg erklären, doch hätte es, bezogen auf die ESSR, durch Mangelernährung und andere Faktoren mehr indirekte Todesopfer dieses internationalen Konflikts gegeben als in Folge von Massendeportationen und Guerillaaktivitäten (S. 153). Setzt man diese Trennung absolut, wären die Konsequenzen des Kalten Krieges schlimmer gewesen als die der Sowjetisierung. Letztlich bleibt dies jedoch Spekulation, denn wenn nicht der Kalte Krieg im Westen der UdSSR „hot“ geworden wäre, wie Mertelsmann hier etwas überspitzt behauptet – die „Waldbrüder“ als Akteure des Kalten Krieges –, heißt das ja nicht, dass Sowjetisierung ohne Großmachtkonfrontation ein friedlicher Prozess gewesen wäre.

Wenigstens Virpi Kaisto, Pierre-Frédéric Weber und Lars Fredrik Stöcker versuchen, der Klage der Herausgeber über die weithin dominierenden nationalen Rahmen der Forschung transnationale Ansätze entgegenzustellen. Kaisto verschafft uns Einblicke in den Alltag des finnisch-sowjetischen *joint venture* einer Papierfabrik in Svetogorsk, wobei die finnischen Akteure erhebliche Kenntnisse dieser speziellen Form der Kooperation sammelten, die späteren bilateralen Projekten zugutekamen. Dass für die finnischen Arbeiter die Grenze geöffnet wurde, es aber einen ganzen Katalog an Verhaltensmaßregeln gab (kein Kontakt zu russischen Kollegen!), macht den politischen Charakter dieser Zusammenarbeit deutlich. Weber wiederum untersucht die Grenzregion des Stettiner Haffs nach 1945 und macht auf das erhebliche Konfliktpotential aufmerksam, das sie nicht zuletzt aufgrund der faktisch sowjetisierten Oder für die Anrainer DDR, VR Polen und sogar die ČSSR barg; Letztere wickelte offenbar nicht zuletzt deshalb einen weitaus größeren Anteil ihres Außenhandels über

Hamburg als über Szczecin ab. Stöcker schließlich zeigt die Möglichkeiten und Schwierigkeiten estnischer Exilaktivitäten in Stockholm. Schwedische Politiker, andere estnische Exilzentren, sowjetische Praktiken und die – immer geheimnisvoller werdenden – Landsleute in der ESSR waren die Fixpunkte, an deren sich diejenigen zu orientieren hatten, deren anti-sowjetische Agenda vielen Realpolitikern bald zu weit ging. Deutlicher als bei Heikkilä tritt bei Stöcker auch der Generationsfaktor zutage, der in Vielem die Richtung der Exilpolitik beeinflusst hat. Die Behauptung jedoch, Stalins Sowjetunion hätte es vermocht, „nearly every aspect of life“ in den baltischen Republiken zu kontrollieren (S. 119), dürfte der extensiven Lektüre von Dokumenten des Exils zuzuschreiben sein.

Sowjetische Kulturdiplomatie schließlich steht im Mittelpunkt von Kim Frederichsens Beitrag über die Gesellschaft für Zusammenarbeit zwischen Dänemark und der UdSSR. Immerhin verfügte diese in Kopenhagen über eine eigene Immobilie, was, auch wenn sie aus Moskau subventioniert wurde, im europäischen Kontext einmalig war. Dass in einer im Umkreis dieser Freundschaftsgesellschaft Ende der 1970er Jahre entstandenen dänischen Publikation behauptet werden konnte, die baltischen Völker hätten überhaupt kein Interesse an ihrer Unabhängigkeit und in jeder sowjetischen Kantine stehe ein Softisautomat (S. 199), klingt zwar für heutige Leser nur noch absurd, spiegelt aber eine gern verdrängte Seite der Systemkonfrontation. Die ebenso aus heutiger Sicht überraschende Überzeugung der dänischen Sowjetfreunde aus der Nachkriegszeit, sowjetische Filme könnten kommerziell mit Hollywood-Produktionen konkurrieren, führt uns hinüber in das Medienimperium, das den Kalten Krieg verlor, um Roth-Eys Untertitel zu zitieren.

Kristin Roth-Ey demonstriert überzeugend, dass die wesentlichen Elemente dieses Medienimperiums – Kino, Radio, Fernsehen – ihre Legitimation aus der Systemkonfrontation zogen, weshalb sie pointiert von einem „erfolgreichen Misserfolg“ sprechen kann (S. 1). Denn so sehr die sowjetischen Medien das eigene Publikum in ihren Bann zogen, blieben sie doch hoffnungslos unterlegen, wenn sie in direkte Konkurrenz zum Westen traten (S. 66). Aber auch, wenn man sich den ideologischen Anspruch sowjetischer Kultur vergegenwärtigt, kann man von einem „erfolgreichen Misserfolg“ sprechen, denn je erfolgreicher ein sowjetischer Film in den eigenen Kinos lief, desto mehr kann man davon ausgehen, dass er sich nicht in den offiziellen Rahmen fügte, der dem Kino eine moralische und ästhetische Erziehungsaufgabe zuschrieb (S. 130). Diesem eigenen Gebot widersetzte sich das sowjetische Kino jedoch bereits im Spätstalinismus der unmittelbaren Nachkriegszeit, als Trophäenfilme die Leinwände beherrschten: Wohl nicht nur in Riga lief rund um die Uhr „Die Frau meiner Träume“ mit Marika Rökk, der meistgesehene Film in der Sowjetunion der 1940er Jahre, und 1952 standen vier „Tarzan“-Filme an der Spitze der Zuschauerzahlen. All das wurde zwar durchaus als „bourgeoise Propaganda“ entlarvt,

doch bedeutete der Vertrieb von erbeuteten Filmen auch, dass die Kassen klingelten (S. 39-43). Egal ob Holly- oder Bollywood: „Westliche“ Filme blieben stets ein Kassenmagnet; es war aber ein mexikanisches Melodrama namens „Esenija“ (Yesenia, 1971), das nach Auskunft der Zuschauerzahlen der beliebteste Film war, der je in sowjetischen Kinos lief. Demgegenüber kamen sowjetische Produktionen im Westen selbst zu Zeiten des *Sputnik*-Booms am Ende der 1950er Jahre kaum je über den Status von Filmen für ein meist akademisches Spezialpublikum hinaus, selbst wenn etwa „Die Kraniche ziehen“ (*Letjat žuravli*) 1958 in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet wurde.

Die Zeit Chruščevs brachte eine irreversible Öffnung der sowjetischen Kulturlandschaft für Einflüsse aus dem Westen, was Roth-Ey eindrücklich anhand der Entwicklung des sowjetischen Starkults herausarbeitet. Ging die ideologische Kulturauffassung des Regimes davon aus, dass die Rolle wichtiger als der Schauspieler sei, der keine Fans, sondern höchstens Imitatoren haben dürfte, drehte das Publikum dieses Verhältnis um. Die Kulturbürokratie musste in der Folge damit leben lernen, dass der Schauspieler Nikolaj Rybnikov z.B. nicht etwa wegen seiner Rolle als heldenhafter Bauarbeiter zu einem Vorbild wurde, sondern weil er als Star gleichsam außerhalb des sowjetischen Alltags stand. In der Folge deckten selbst sowjetische Filmzeitschriften dieses Bedürfnis des Publikums nach Individualisierung der Schauspieler ab.

Auch das sowjetische Radiowesen steckte voller Widersprüche. Einerseits wurde die Versorgung der Bevölkerung mit Kurzwellenempfängern befördert, andererseits konnten mit diesen Geräten auch die „Stimmen“ der westlichen Stationen *Voice of America*, *BBC* oder *Radio Liberty* empfangen werden – in Roth-Eys Worten „the irony of *radiofikatsiia*“ (S. 135).<sup>1</sup> Diese Stationen wiederum mit Störsendern unschädlich zu machen, war nicht nur teuer, sondern behinderte z.B. 1958 in der Litauischen SSR den Empfang von Vilnius TV (S. 137f.); gehört wurden sie trotzdem. Willis Conover, der Moderator der *Jazz Hour* auf *Voice of America*, wurde zu einer Kulturikone der Nachkriegszeit – und als solche 1967 in Tallinn empfangen, als mit dem Charles Lloyd Trio erstmals eine US-Jazzband auf dem Festival „Tallinn-67“ auftrat.<sup>2</sup> Paradoxerweise gehörte es aber durchaus zu den Qualitäten eines kultivierten Sowjetbürgers, Fremdsprachen zu beherrschen, weshalb das Hören fremder Stationen nicht *per se* kriminalisiert werden konnte. Es blieb eine Grauzone: Als 1968 ein Mann aus Versehen seinen eigenen Empfänger mit einem Lautsprechersystem verband, wodurch er einen ganzen Strand in der Estnischen SSR mit *Voice of America* beschallte, wurde das Verfahren rasch eingestellt (S. 142).

<sup>1</sup> Siehe hierzu auf den Seiten dieser Zeitschrift SIMO MIKKONEN: Gefährliche Republiken – Moskaus Medienpolitik im besetzten Baltikum, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 184-204.

<sup>2</sup> VALTER OJAKÄÄR: Sirp ja saksofon. Eesti levimuusika ajaloost 3 [Sichel und Saxofon. Aus der Geschichte der estnischen Unterhaltungsmusik 3], Tallinn 2008, S. 368.

Zugleich wurde versucht, das sowjetische Radio zu reformieren, indem der Sender *Majak* (Leuchtturm) 1964 gestartet wurde. Erneut ergab sich ein Paradox: Wollte man dem Einfluss der „Stimmen“ etwas Eigenes entgegensetzen, näherte man sich unwillkürlich den Formaten des Gegners an und widersetzte sich zugleich den Geboten des offiziellen propagandistischen Auftrags. Interessanterweise zählte zu den Vorbildern, an denen sich dieses neue Informations- und Unterhaltungsprogramm orientierte, das estnische Radio, das ja seinerseits auf den Konkurrenzkampf mit den Programmen aus Finnland zu reagieren hatte (S. 168f.). Letzten Endes, so die Pointe der Autorin, produzierten die „Stimmen“ umfangreiche Gegenreaktionen – Störsender genauso wie neue Programme –, weshalb sie ganzen Kohorten von Bürokraten und Medienleuten als Legitimation ihres Tuns dienen konnten.

Und das Fernsehen? Auch hier folgte in offizieller Sicht der Aspekt Unterhaltung erst nach den Zielen der politischen Erziehung und Mobilisierung sowie der kulturellen Aufklärung. Den Menschen *kul'turnost'* nahezubringen, blieb vornehmste Aufgabe der Medien, auch wenn die Funktionäre den Geschmack der Mächtigen stets zu berücksichtigen hatten – und die Brežnev-Sippe liebte eben Eishockey- und Eiskunstlaufübertragungen (S. 279). Live-Produktionen wurden, als die technischen Möglichkeiten es erlaubten, zugunsten von aufgezeichneten Sendungen aufgegeben (was auch jobsichernd für die Mitarbeiter in den Studios war). Dies traf 1968 auch das äußerst populäre studentische Comedy-Programm „KVN“ (*klub veselych i nachodčivych* = Club der Lustigen und Einfallsreichen), um die Inhalte besser kontrollieren zu können; dass die Reihe 1972 eingestellt wurde, lag Roth-Ey zufolge hingegen an den immer professioneller auftretenden Teams, die das Programm in „show business“ ausarten ließen und den Amateurcharakter der Auftritte untergruben (S. 259f.). Typisch für die Verhältnisse in der Sowjetunion scheint der in einer Anmerkung versteckte Hinweis zu sein, dass ein erfolgreicher Trainer aus Odessa Teams aus Riga, Minsk und Baku coachte, um den Moskauer Teams eins auszuwischen.<sup>3</sup>

„Moscow Prime Time“ ist ein faszinierender kulturwissenschaftlicher Ausflug in die sowjetische Medienwelt, die vor allem aus der Perspektive der Partei und der eigentlichen Macher analysiert wird. Man mag kritisieren, dass die Zuschauer für den Leser das Enigma bleiben, das sie wohl auch für die Produzenten und Regisseure dargestellt haben. Aber dieses Buch bietet viel: Es verknüpft politische Entscheidungsprozesse, technische Möglichkeiten, ökonomische Erwägungen und Statistiken mit konkreten Filmen, TV-Programmen und Anekdoten aus der umfangreichen Memoirliteratur. All das wird in einer hoch sensiblen Sprache mit einem feinen

<sup>3</sup> Gegenseitige Sympathien von Vertretern der Peripherien, gerichtet gegen die antizipierte Über- bzw. Vormacht Moskaus, sind z.B. auch aus dem Bereich des Fußballs bekannt: MANFRED ZELLER: „Our Own Internationale,“ 1966: Dynamo Kiev Fans between Local Identity and Transnational Imagination, in: *Kritika* 12 (2011), S. 53-82.

Gespür für Ironie dargebracht, der anzumerken ist, wie sehr die Autorin von den Paradoxien ihres Gegenstands fasziniert ist. Es ist auch diese sprachliche Qualität, welche wiederum den Leser fesselt. Im Vergleich zu dem auch ästhetischen Genuss, den dieses Werk bietet, ist der Sammelband zur Ostseeregion tatsächlich nur nicht mehr (aber auch nicht weniger) als die Dokumentation einer Tagung ohne weitergehende Ansprüche in Bezug auf thematische Kohärenz oder gar Gestaltung (keine Karten, kein Register). Das einzige, was man in Roth-Eys Buch vermissen könnte, ist ein Verzeichnis der schönsten, ausgefallensten und absurdesten Szenen aus sowjetischen Kino- und TV-Produktionen auf youtube.

KARSTEN BRÜGGEMANN

*Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War.* Hrsg. von EHA KOMISSAROV und BERIT TEEÄÄR. Eesti Kunstimuseum – Kumu kunstimuseum / Art Museum of Estonia – Kumu Art Museum. Tallinn 2012. 272 S. ISBN 9789949485123.

Mit zahlreichen Abbildungen führt der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des estnischen Kunstmuseums KUMU „Mood ja külm sõda. Fashion and the Cold War“ (14. September 2012 – 20 Januar 2013) durch zwei Jahrzehnte Modegeschehen in der Estnischen SSR. Dieser Sowjetrepublik kam im Kontext des Kalten Krieges als „the Soviet Union’s most westerly, and probably also most Western-minded, province“ (Eha Komissarov und Berit Teeäär, S. 5) eine bedeutungsvolle Position zu, wobei für synthetische Materialien auch die Litauische SSR in den Blick des Bandes gerät (Živilė Etevičiūtė, S. 184-195). Eingebettet in die historischen Zusammenhänge und die in den letzten Jahren zahlreich gewordene Forschung zur Mode in sozialistischen Staaten, gibt der Katalog einen fundierten Überblick über verschiedene Ebenen des estnisch-sowjetischen Bekleidungsdiskurses und nimmt erste institutionelle Klassifizierungen vor. Damit leistet er einen wichtigen Forschungsbeitrag zur sowjetischen Kultur- und Kunstgeschichte und bietet eine solide Materialgrundlage für vergleichende Perspektiven und weitere Forschungen zum estnischen Modediskurs sowie zur Kleidungsproduktion und -rezeption. Der behandelte Zeitraum endet mit dem Aufkommen der Pop-Mode 1970, die in der estnischen Kulturgeschichte ein eigenes Kapitel bildet, zumal es in der restlichen Sowjetunion nichts Vergleichbares gab. Das erklärte Ziel von Ausstellung und Katalog ist die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Facetten „sowjetischer Mode“